

Rosenkriegskind, Scheidungsopfer, Resilienzwunder...?

Was Kinder in hochkonflikthaften Systemen lernen, was sie nicht lernen – und was sie besser wieder verlernen sollten

Gesine Götting

1. Blickwechsel.

1.1 Wie erleben Kinder Hochkonflikthaftigkeit?

Als Berater und Therapeuten hören wir, wie es Kindern und Jugendlichen alltäglich geht, wenn sie mit hochstrittigen Eltern aufwachsen. Wir erleben ihre oft sprachlose Verletztheit und Ohnmacht, aber auch ihren berechtigten Zorn, ihre Erfindungsgabe und ihr diplomatisches Geschick. Wissenschaftliche Forschungsergebnisse über das Erleben und die psychische Situation von Kindern und Jugendlichen, die in hochkonflikthaften Systemen aufwachsen, sind allerdings noch rar gesät¹. Wir haben kaum Studien darüber, wie die psychische Verarbeitung von Hochkonflikthaftigkeit als Bedingung des Aufwachsens aussehen kann. Die Forschung ist eher quantitativ und am Defizit orientiert. Sie fragt nach Belastungsindikatoren, wie Schulerfolg, und nach klinischer Symptomatik. Was die Kinder und Jugendlichen selbst über ihre Lage denken, wie sie sich mit ihren Altersgenossen vergleichen und welche spezifischen Sichtweisen auf das Leben sie dabei entwickeln, das ist bisher wenig untersucht worden. Es kann auch von hier aus nur dringend angeregt werden.

1.2 Kinder sind aktiv und resilient.

Der Begriff „Scheidungskind“ ist gesellschaftlich negativ konnotiert. Er erweckt unmittelbar Assoziationen von „belastet“, „vereinsamt“, „defizitär“. Scheidungskinder brauchen Hilfe, weil ihnen etwas fehlt, so die alltagspsychologische Formel. Umso mehr gilt dies dann für die Kinder der chronisch Zerstrittenen. Deren Eltern wird im öffentlichen Diskurs mindestens mit Ablehnung begegnet: Wie kann man nur die Kinder derart unter den eigenen Auseinandersetzungen leiden lassen! „Haltet die Kinder aus eurem Streit heraus!“ - so lautet der mächtige moralische Imperativ, dem sich Eltern heute von allen Seiten ausgesetzt sehen. Dass diese Kinder und Jugendlichen sich aktiv einmischen, auch gegen die Bemühungen ihrer Eltern, steht weniger im Zentrum der Betrachtungen. Wie bei anderen Kindheitserfahrungen auch, ist davon auszugehen, dass die Heranwachsenden nicht nur passiv durch sie geprägt werden. In Auseinandersetzung mit den Beziehungserfahrungen, die sie machen, und den nicht notwendig

¹ Die bekannteste Ausnahme ist wohl die ergiebige Langzeitstudie von Judith Wallerstein et. al. (2002). Aus jüngerer Zeit existiert die Dissertation von Carsten Unger (2010): „Rückschau von Erwachsenen auf die Trennung ihrer Eltern“. Beide Studien gehen qualitativ vor und kristallisieren ihre Erkenntnisse aus Gesprächen mit Betroffenen. Allerdings untersuchen beide ganz allgemein die Folgen von Elterntrennung, und nicht die spezifische Erfahrung der Hochkonflikthaftigkeit.

ausgesprochenen Überzeugungen, die ihnen vorgelebt werden, entwickeln sie eigene Positionen und (Überlebens)-strategien. Wenn wir in der Erziehungsberatung ein Menschenbild zugrunde legen, welches Kinder als kreative, sinnerzeugende und schöpferische Wesen beschreibt, dann können wir sie im Bereich Hochkonflikthaftigkeit kaum als schlicht Reagierende zurück lassen. Erziehungsberater machen in der täglichen Arbeit mit Kindern von chronisch zerstrittenen Eltern und Großeltern häufig die Erfahrung, dass sich die Kinder ganz und gar nicht mit der Rolle als passive Opfer des Geschehens zufriedengeben. Im konkreten Einzelfall sieht das etwa so aus:

Finn, 12, entwirft Listen für die Aufteilung von Haushaltsgegenständen aus dem elterlichen Besitz, um die gestritten wird. Er fordert seine Eltern auf, gemeinsam mit ihm durch die Garage zu gehen und die elterliche Habe in Augenschein zu nehmen, um sie dann „gerecht“ zu verteilen.

Melanie, 15, lässt geschickt einen Brief verschwinden, bevor ihre Mutter ihn lesen kann. In dem Brief hatte Melanies Vater der Mutter zum Geburtstag gratuliert, dies jedoch mit vernichtenden Hasstiraden „garniert“.

Philipp, 14, der bei seinem verbitterten Vater lebt und seine Mutter heimlich treffen muss, haut nachts durchs Badezimmerfenster ab. Er beschreibt seine Lage detailliert in einer Mail ans Jugendamt und rät seinem jüngeren Bruder, sich in Obhut nehmen zu lassen, was dieser dann auch tut.

Carina, 12, fälscht ihr Zeugnis, da sie befürchtet, dass ihr Vater der Mutter wieder Vorwürfe machen wird, wenn er die schlechten Noten sieht. Er nutzt ihre Schulleistungen als Argument im Gerichtsstreit um Carinas Aufenthalt. Sie macht es so professionell, dass die Täuschung erst auffliegt, als der Vater ein Gespräch mit der Klassenlehrerin führt.

Wenn Väter und Mütter in der Beratung damit konfrontiert werden, was ihre Kinder im Rahmen des Elternkonflikts getan haben, reagieren sie durchaus erschrocken und betroffen. Sie fühlen sich schuldig, dass ihr Kind zu dieser Tat „getrieben“ wurde. Wir Beraterinnen unterstützen diese Sichtweise, indem wir von den Eltern fordern, wieder mehr Verantwortung in der Erziehung zu übernehmen. Die Kinder sollen aus ungesunden Parentifizierungen entlassen werden. Kreativität und Geschicklichkeit des Vorgehens, der Einfallsreichtum der Kinder, aber auch ihr Mut und ihre Fürsorge werden dabei wenig wahrgenommen und noch weniger gewertschätzt. Die Erwachsenen schämen sich statt dessen, dass sie es „so weit“ haben kommen lassen.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Hier soll nicht mit rosaroter Brille auf die Situation von Trennungskindern geschaut werden. Bedrohungen der kindlichen Entwicklung dürfen nicht verharmlost werden. Aber wir werden den Kindern nicht gerecht, wenn wir nur ihr Leiden in den Blick nehmen. Vor allem können wir sie dann nicht dabei unterstützen, diese Stärken, die sie hier (notgedrungen) entwickeln, bewusst für das Leben nutzbar zu machen. Die interaktionistische Sichtweise der Entwicklungspsychologie, nach der bereits das ungeborene Baby auf seine Eltern einwirkt und das Familiensystem mitgestaltet, muss auch hier gelten. Dass dieses „Mitmischen“ im Konflikt für das betroffene Kind meist nicht zuträglich ist, ist hinlänglich bekannt. Zunächst bleibt aber festzuhalten, dass Kinder sich aktiv erleben, dass sie nach eigener Handlungswirksamkeit streben und selbst Lösungen für die schwierige Lage der Familie suchen. Diese Veränderung der Blickrichtung kann Beraterinnen und Beratern dabei helfen, nicht mehr nur fasziniert auf den Konflikt der Erwachsenen zu sehen (und dabei selbst hilflos zu werden). Wenn wir kindliche Ideen und Handlungspläne in den Mittelpunkt stellen, fallen uns eher die Kinder auf, die trotz Hochkonflikthaftigkeit keine Entwicklungsschädigungen aufweisen. Es geht dann darum, nach Resilienz und den begünstigenden Faktoren dafür zu suchen. Fichtner und Mitarbeiter haben in ihrem groß angelegten Forschungsprojekt festgestellt, dass ein Teil der untersuchten Kinder hoch belastet wirkte. Ein anderer Teil dagegen „präsentierte sich ... als überdurchschnittlich unbelastet und scheinbar besonders robust“ (Walper & Fichtner, 2011, S. 103). Die Autoren deuten dies ebenfalls pathologisch. Sie gehen davon aus, dass diese Kinder dissimulieren und verleugnen. Ergebnisse aus der Resilienzforschung finden hier keine Beachtung. Dieser Wechsel der Blickrichtung erscheint mir jedoch notwendig, um Kindern und Familien auch Auswege aus der Belastung aufzuzeigen. Die Gefahr beim Beraten der Kinder und Jugendlichen besteht darin, gemeinsam mit ihnen „stecken“ zu bleiben: In der Fokussierung auf erlebte Hilflosigkeit und drohende Symptomentwicklung bei den Kindern. Ihre Ressourcen und Selbstheilungskräfte geraten aus dem Blick. Mit Blick auf die Eltern droht Gefahr, gemeinsam mit den Kindern zu hoffen, dass der Streit der Eltern befriedet werden kann und irgendwann alles wieder gut ist. Diese Art Hoffnung erscheint unrealistisch und nicht selten gefährlich. Den Kindern aus hochkonflikthaften Familien helfen wir so nicht.

2. Kriesslogik.

2.1 Kinder wachsen im Ausnahmezustand auf: Beispiel Benjamin.

Fritz Simon (2004; 2012) hat Konflikte systemisch analysiert. Er stellt dar, wie sie sich entwickeln, sich selbst organisieren und aufrecht erhalten. Dies, so Simon, gelte auch für „private und öffentliche Kriege“, welche er als Extremformen des Konflikts beschreibt. Kriege stellen ein Kommunikationsmuster dar, das bestimmte Handlungsoptionen vorgibt. Für den Krieg, wie für jede andere Form der Kommunikation auch, gibt es bestimmte Regeln und Funktionsmuster.

Haben sich die erst einmal etabliert, benötigt es keine Anstöße von außen mehr. Um aus diesem Spiel auszusteigen, so Simon, muss man zunächst seine Regeln verstehen und sie dann behutsam verändern. Kinder, die im Ausnahmezustand „Hochkonflikthaftigkeit“ groß werden, können sich erst einmal nicht außerhalb der Kriegslogik bewegen. Sie wird ein Teil ihres Weltverständnisses. Das folgende Fallbeispiel illustriert mehrere Facetten dessen, was ich hier als „Kriegslogik“ bezeichne:

Ich lernte Benjamin kennen, als er mit 14 Jahren zum ersten Mal in die Beratung kam. Er war ein wenig zu dick und trug eine unvorteilhafte Brille. Als Kind hatte er gestottert; dies war erfolgreich behandelt worden. Benjamin sah mir fast nie in die Augen und gebärdete sich oft so fahrig, dass meistens etwas aus meinem Büro zu Boden fiel, wenn er da war. Trotzdem hatte ich vom ersten Moment an den Eindruck, dass ihn vieles bewegte und er ganz eigene Ansichten zu den Dingen hatte. Er war sichtbar mit sich selbst am Ringen.

Seine Stiefmutter hatte ihn angemeldet. Sie beschrieb ihn als einen sehr belasteten Jungen. Er sei gehemmt und habe kaum Freunde. Sie hatte den Eindruck, dass er noch immer sehr unter der Trennung seiner Eltern leidet und daher Hilfe benötigt. Zum ersten Gespräch kommen dann Vater und Sohn. Herr F. beschreibt Schuldgefühle den Kindern gegenüber, die ihn immer noch plagten, weil die Trennung von seiner Frau „so heftig“ gewesen sei. Damals war Benjamin fünf Jahre alt gewesen. Die Eltern stritten, bis er neun war. Die gerichtliche Auseinandersetzung darum, bei wem Benjamin künftig leben sollte, war bis vor das Oberlandesgericht gegangen. Benjamins Mutter hatte schließlich aufgegeben. Zum Zeitpunkt der Beratung haben Benjamins Eltern so gut wie keinen Kontakt mehr miteinander, und auch die Beziehungen der Geschwister untereinander sind brüchig. Benjamin erzählt mir, wie er die Gerichtsverfahren erinnert. Alle drei Geschwister wurden damals vom Familienrichter angehört. Die Schwester sagte, sie wolle bei der Mutter wohnen. Der ältere Bruder sagte, er wolle zum Vater. Benjamin habe, wie er sagt, „eher aus Schreck und weil ich irgend etwas sagen musste“ geantwortet, dass er ebenfalls zum Vater wolle. Nach der Verhandlung sei er dann auf dem Parkplatz weinend zur Mutter gelaufen und habe sich an sie geklammert. Danach sei es „erst richtig schlimm“ geworden. Die Eltern hätten noch viele Gerichtsverhandlungen gehabt, „alles wegen mir“.

Benjamin kommt insgesamt sechs Mal in die Beratung. Er macht von Anfang an deutlich, dass er eigene Anliegen hat. Als ich einmal die Stunde teile, um mit seiner Mutter zu sprechen, stürmt er danach in mein Büro und ruft: „Sie schulden mir 25 Minuten!“ Scham ist ein großes Thema für Benjamin. Wenn er mir von seinen Klassenkameraden erzählt, achtet er angestrengt darauf, nicht ihre Namen zu nennen, weil er bei einigen vermutet, dass sie ebenfalls die Beratungsstelle aufsuchen. Rutscht ihm doch einmal ein Name heraus, ärgert er sich sehr über sich und versichert sich mehrfach meiner Schweigepflicht. Auch kostet es ihn viel Mut und einige Anläufe, mir zu erzählen, dass seine Schwester Drogen nimmt. In seiner neuen (Patchwork-)Familie fühlt

er sich sehr wohl. Allerdings verfolgt ihn ständig die Angst, sein Vater und seine Stiefmutter könnten sich ebenfalls trennen. In einem gemeinsamen Gespräch mit seinem Vater wird deutlich, wie verstrickt die Familienmitglieder noch immer miteinander sind. Beide begründen ihr Verhalten jeweils mit dem von anderen Familienmitgliedern: „Das habe ich nur gemacht, weil du immer...“. Manchmal habe ich das Gefühl, regelrecht in Zeitlöcher zu fallen: Mitten im Gespräch wechseln beide blitzschnell in die Vergangenheit und es geht um Themen aus der Zeit der Trennung oder davor. Es ist für mich nicht erkennbar, wer stärker an der Vergangenheit festhält, Vater oder Sohn.

Benjamin ist in dem Bewusstsein aufgewachsen, dass er sich nicht neutral verhalten kann. Es wird ihm eine Positionierung abverlangt, die ihn überfordert, vielleicht sogar traumatisiert. Die zweiwertige Logik des Krieges lässt keine Neutralität zu. So spricht sich Benjamin vor dem Richter für das Leben beim Vater aus, auch wenn er, wie er mir erzählt, genauso gerne bei der Mutter gelebt hätte. Die Allgegenwärtigkeit der Elterntrennung und das blitzschnelle Wechseln in die Vergangenheit machen deutlich, dass Krieg eine eigene Zeitlichkeit besitzt. Die Vergangenheit kann aus der Gegenwart heraus immer neu konstruiert werden; gleichzeitig bleibt Vergangenes ewig gegenwärtig. Auch in Elternberatungen ist häufig zu erleben, wie Ereignisse von emotionaler Wucht beschrieben werden, als seien sie gerade erst geschehen. Auf Nachfrage ergibt sich dann, dass sie tatsächlich schon viele Jahre her sind. Dies erinnert an den Zeitcharakter der traumatischen Erfahrung, die wie eine eingekapselte Erinnerung jederzeit ins Jetzt einbrechen kann. Darüber hinaus werden im Krieg die Erinnerungen aber auch zielgerichtet (re-)konstruiert. Ihre Funktion richtet sich dann mehr nach dem gegenwärtigen Stand der Auseinandersetzungen, als nach ihrer ursprünglichen Bedeutung.

Benjamin muss erleben, dass der Krieg eine „höhere Sache“ ist, der sich alles andere unter zu ordnen hat. Wer Krieg führt, so Simon (2004), ist immer auch bereit, das eigene Leben dafür zu riskieren. Für die beteiligten Kinder bedeutet dies, dass es außer ihnen noch etwas anderes gibt, wofür ihre Eltern alles aufs Spiel setzen. Sie erleben, dass ihre wichtigsten Bindungspersonen vollständig mit einem Thema beschäftigt sind, bei welchem die Kinder außen vor bleiben. An dieser Stelle wird nachvollziehbar, warum Kinder aktiv in den Konflikt hinein drängen: Sie möchten sich ebenfalls geltend machen und wieder in den Aufmerksamkeitsfokus der Eltern kommen.

Eine weitere (implizite) Regel im Krieg lautet: „Offene Rechnungen sind dazu da, beglichen zu werden“ (Simon, 2004). Benjamin hat gelernt, dass nichts im Leben ungesühnt bleiben kann. Ideen von Vergebung oder Vergessen finden hier keinen Raum. Er beschäftigt sich gedanklich intensiv mit diesen „offenen Rechnungen“. Oft grübelt er darüber nach, wer von seinen Eltern „mehr Schuld“ an der Trennung hatte. Zum Teil erlebt er dieses Grübeln als sehr quälend, da er spürt, keine Antworten auf seine Fragen erhalten zu können.

Zwei Jahre nach unserer ersten Begegnung meldet Benjamins Vater seinen Sohn erneut in der Beratungsstelle an. Benjamin ist jetzt 16 Jahre alt und hat sich zu einem sympathischen, offenen und wortgewandten jungen Mann entwickelt. Die Patchwork-Familie wohnt noch zusammen, doch Benjamins Stiefmutter und sein Vater haben vor kurzem eine Paartherapie begonnen, da sie ernsthafte Probleme in ihrer Ehe haben. Grund für die Anmeldung ist diesmal „aggressives Verhalten“ von Benjamin. Sein Vater beschwert sich über emotionale Ausbrüche seines Sohnes. Einmal habe er sogar eine Tür eingetreten. Von sich selbst sagt der Vater, er sei „ausgebrannt“ und werde demnächst eine Kur antreten.

Ich führe vier Gespräche mit Benjamin, in denen es um typische Pubertätsthemen geht. Nach wie vor ist er in Sorge um den aktuellen Familienzusammenhalt. Er grenzt sich jedoch mittlerweile davon ab und reagiert wütend, wenn er „da mit rein gezogen“ wird. Schließlich verrät er mir, er habe sich in einen Jungen verliebt. Im Gespräch beschäftigt er sich weniger mit seinen ungewohnten Gefühlen, als vielmehr mit den Reaktionen, die seine Eltern und seine Stiefmutter gezeigt hätten. Sein Vater nimmt diese Gefühle nicht nur nicht ernst („Benjamin denkt neuerdings, er wäre schwul“), sondern fasst sie erneut als bloße Reaktion auf die schwierige Trennungsgeschichte der Familie auf. Dass Benjamin jetzt solche Probleme habe, sei allein seine Schuld, da er dem Jungen in der Trennung zu viel zugemutet habe.

Die Geschichte von Benjamin macht deutlich, wie schwierig es für einen Jugendlichen noch viele Jahre nach einer hochkonflikthaften Trennung sein kann, den eigenen Weg zu finden. Der Krieg der Eltern ist eine „mächtige Geschichte“ (Alberstötter), neben der andere Geschichten kaum Platz finden. Benjamins heftige Reaktionen, sein Kampf mit dem Vater um die Definitionsmacht über das „Schwulsein“, verstehe ich auch als einen Versuch psychischer Selbstbehauptung. Benjamin ringt damit, der mächtigen Elterngeschichte eine eigene Geschichte entgegen zu setzen, die außerhalb des Trennungsstreits angesiedelt ist.

2.2 Dämonisierung bestimmt die Beziehungen.

Mitten hinein in die Kriegslogik führt eine geistige Haltung, die die Vertreter des gewaltfreien Widerstands in der Psychotherapie „Dämonisierung“ genannt haben (Omer, H., Alon, N. & v. Schlippe, A., 2007). Sie beschreiben damit bestimmte Überzeugungen und Voreingenommenheiten, die gegenseitiges Vertrauen und die Auflösung von Spannungen im menschlichen Miteinander verhindern. Dämonisierung ist die mentale Kraft, die destruktive Beziehungs- und Verhaltenskreisläufe in Gang bringt und aufrecht erhält. Eine typische dämonisierende Einstellung ist zum Beispiel eine, welche im anderen grundsätzlich ein „fremdartiges und sich verstellendes Wesen“ (Omer et. al., 2007, S. 5) erblickt und ihm entsprechend misstrauisch begegnet. In Gesprächen mit hochstrittigen Eltern fällt nicht selten

der Satz „Er / sie hat jahrelang eine Maske getragen“ oder „Er / sie ist eine gute Schauspielerin“. Schnell wird deutlich, dass es sich um eine nicht korrigierbare Überzeugung („Killerphrase“) handelt, die Ohnmacht und Lähmung im System produziert.

Wer dämonisiert, geht davon aus, dass es menschliches Leid nicht ohne böswillige Verursachung gibt. Die Idee, dass Unglück und Schmerz untrennbar mit dem menschlichen Dasein verbunden sind, taucht hier nicht auf. Wenn etwas schief geht – zum Beispiel eine Ehe, eine glückliche Lebensplanung – dann muss es dafür auch einen Schuldigen geben, der bestraft werden kann. Dämonisierung geht aber noch weit über diese feindselige Grundhaltung hinaus: Hier sind auch bestimmte Überzeugungen gemeint, die unsere psychologisierte westliche Gesellschaft allgemein prägen. „Schuldeingeständnis und Beichte sind die Vorbedingungen für eine Heilung“ (Omer, H. et. al., S. 5) ist etwa eine solche Überzeugung. Sie verweist auf christliche Lehren von Schuld und Sühne. Es wird suggeriert, dass vor jedem Neuanfang oder vor jeder Wendung zum Besseren zunächst eine intensive Auseinandersetzung mit der Schuldfrage stattfinden muss. Im säkularisierten Sprachgebrauch gibt es dafür die Rede von der „Aufarbeitung“.

Eine andere dämonisierende Überzeugung lautet den Autoren zufolge: „Heilung besteht in der Ausrottung des verborgenen Übels“. Ideen dieser Art haben ihren Eingang über ein verkürztes Verständnis tiefenpsychologischer Theorien in die Alltagspsychologie gefunden. Hier herrscht die Vorstellung, die Ursachen von (zwischen-)menschlichen Problemen seien „in der Tiefe“ zu suchen und nur dort zu behandeln. Nur die versteckten Gründe seien die wahren Gründe; Offensichtliches helfe hier nicht weiter. Die gedankliche Figur erinnert auch an veraltete Ideen aus der Traumaforschung, wo ebenfalls von versteckten und unerkannt wirkenden destruktiven Kräften ausgegangen wurde. Analog zu der Konstruktion des Anderen als „sich verstellendes Wesen“ (s.o.) wird auch hier eine Dimension des Verborgenen eröffnet. Dieses kann, so wie das Freudsche Unbewusste, nie direkt erkannt werden. Vielmehr muss es über den Umweg von Zeichen und unwillkürlichen Äußerungen erschlossen werden. Eine solche Vorstellung bringt Unsicherheit, Misstrauen und Anspannung in die Kommunikation.

Dämonisierung findet natürlich nicht nur im Krieg statt. Jeder Mensch kennt dämonisierende gedankliche Impulse. Sie treten im klassischen Ehestreit zutage und lassen sich für komödiantische Zwecke gut überzeichnet darstellen². Aus der Vogelperspektive betrachtet, hat Dämonisierung in ihrer verbissenen Ernsthaftigkeit etwas überaus Komisches (s. auch den Artikel zu Humor in der Beratung von hochkonflikthaften Eltern von A. Lohmeyer in diesem Band). Ein wenig dämonisierendes Denken ab und zu ist zutiefst menschlich. Gefährlich wird diese Geisteshaltung, weil sie eine komplexe und nicht selten widersprüchliche Wirklichkeit zu einseitig reduziert und so die Kommunikation stark emotional auflädt. Dämonisierung hat eine selbstverstärkende Dynamik: Feindselige Voreinstellungen führen dazu, dass sich die

² Da dies zum Beispiel den Produzenten des Hollywoodfilms „Der Rosenkrieg“ gut gelingt, müssen die meisten von uns beim blindwütigen Streit des reichen amerikanischen Ehepaars lachen – anfangs zumindest.

Wahrnehmung auf entsprechende Ereignisse konzentriert. Korrigierende Erfahrungen werden ausgeblendet. In Gang kommt ein gefährlicher Kreislauf von Misstrauen, Angst und Wut. Diese Art des Denkens funktioniert einfach und schnell, daher wird ihm oft der Vorzug gegeben vor einer differenzierten Sichtweise, die mehr psychische Anstrengung erfordert.

Dämonisierende Überzeugungen gehören zur psychischen Entwicklung dazu. Für Grundschul Kinder ist die Phase des Schwarz-Weiß-Denkens ein normaler Ausdruck ihrer moralischen Entwicklungsstufe. Viele Jugendliche zeigen eine vorübergehende Faszination an einfachen Welterklärungsmodellen und radikalen Lösungen. Problematisch wird es dann, wenn kein ausgleichender und dämpfender Rahmen durch die begleitenden Erwachsenen gesetzt wird. Wenn statt dessen die Denkversuche der Heranwachsenden einen verstärkenden Widerhall finden im dämonisierenden Weltbild ihrer Eltern.

Kinder und Jugendliche entwickeln in Reaktion auf die feindseligen und misstrauischen Denkmuster der Erwachsenen um sie herum eigene Ideen zur Entstehung des Streits und den Möglichkeiten seiner Beilegung. Dazu im Folgenden ein paar Beispiele:

„Nur wegen mir streiten sich alle. Es gibt erst Frieden, wenn Opa tot ist.“

(Sophie, 12, Enkelin von Herrn M., der den Umgang mit ihr gerichtlich zu erstreiten sucht)

Für Sophie scheint fest zu stehen, das „alles Leiden vom Bösen“ kommt (Omer et. al., 2007, S. 5f.). Allerdings sucht sie das Böse weniger in ihrer Umwelt. Vielmehr verortet sie es in der eigenen Person, nur um gleichzeitig deutlich zu machen, dass sie nichts ändern kann: Allein der Tod des Großvaters kann die Auseinandersetzungen beenden. Sophie beschreibt hier größtmögliche Ohnmacht bei ebenso großer eigener Verantwortung. Fraglich erscheint, ob es hilfreich wäre, ihr die Verantwortung für den Familienkrieg vorschnell abnehmen zu wollen. Vielleicht sollte diese Idee zunächst akzeptiert werden als Ausdruck des Bestrebens, in einer ohnmächtig machenden Lage die eigene Steuerungsfähigkeit zu behaupten. Die Realisierung der totalen Verlorenheit im Krieg der Erwachsenen wäre möglicherweise noch schwerer zu ertragen.

Benjamin, dessen Geschichte oben beschrieben wurde, bringt das besonders prägnant auf den Punkt:

„Wenn ich damals dem Richter was anderes gesagt hätte, wäre das alles gar nicht passiert.“

Benjamin schreibt die Geschichte des elterlichen Krieges neu, indem er den Ursprung aller Konflikte im eigenen Verhalten findet. Er hält so die Illusion aufrecht, dass mit einer anderen Entscheidung die Geschichte einen anderen Verlauf genommen hätte. Dies schützt ihn vor der Erkenntnis der eigenen Wirkungslosigkeit. Gleichzeitig hindert es ihn daran, sich der eigenen Zukunft zuzuwenden und dort wirkungsvoll zu sein.

Ein weiterer Aspekt wird in Sarahs Aussage deutlich:

„Ich weiß nicht, wie das weiter gehen soll. Ich werde nie meinen 18. Geburtstag feiern können, und heiraten kann ich auch nie. Sie werden ja nie gemeinsam kommen.“

(Sarah, 16, Eltern seit drei Jahren in Streit vor dem Familiengericht)

Die Jugendlichen, die ich in der Beratung kennen lerne, reagieren häufig mit Wut und Verzweiflung auf ihre Wahrnehmung, dass das eigene „normale“ Leben durch die „unnormale“ Familiensituation blockiert erscheint. Sarah kann sich nicht vorstellen, dass ihr Leben jenseits des Elternstreits stattfinden kann. Solange diese Geschichte nicht „aufgearbeitet“ ist, kann nichts Neues beginnen. Ähnlich überzogen, wenn auch in gegenteiliger Hinsicht, wirkt die Phantasie, die Max äußert:

„Mami und Papi müssten sich einfach mal hinsetzen und in Ruhe eine Tasse Kaffee miteinander trinken. Dann würden sie das schon wieder hinkriegen.“

(Max, 13, Eltern sind seit sieben Jahren chronisch zerstritten und mittlerweile beide neu verheiratet)

Max ignoriert die Macht des Konflikts. In seiner Vorstellung können die Eltern ihn - und mit ihm alle erlittenen Verletzungen - jederzeit locker hinter sich lassen. Es drängt sich schnell der Eindruck auf, dass Max mit dieser Einstellung schwer dazu kommen wird, Gefühle wie Wut und Trauer zu erleben und sich von seiner ursprünglichen Familie innerlich zu verabschieden.

Kinder, die in hochkonflikthaften Systemen aufwachsen, sind auf zweierlei Arten von Dämonisierung betroffen. Zum einen lernen sie diesen Stil des Denkens sehr einseitig und meist ohne Korrektiv kennen. Daneben geraten sie aber auch selbst körperlich ins Kriegsgeschehen hinein. Dies wurde mir besonders plastisch von Annemarie, 17, vor Augen geführt:

„Wenn ich in den Ferien bei Papa bin, schaut er mich manchmal so seltsam an. Dann schießt es mir durch den Kopf: Jetzt denkt er, sie ist ja genauso wie Mama!“

Ausprägungen im Aussehen, in Interessen und auch Talenten haben ihre Unschuld verloren, wenn sie sich auf Vater oder Mutter zurückführen lassen. Jugendliche besitzen ein sehr empfindliches Sensorium dafür, wie sie dann vom anderen wahrgenommen werden. Sie tragen den „verhassten“ Elternteil immer mit sich und zum anderen ins Haus. Das macht ihnen bewusst, dass sie die lebendige Erinnerung dafür sind, dass der oder die andere existiert – selbst wenn darüber nie direkt gesprochen wird. Diese Wahrnehmungen, die von Verwirrung, Wut und nicht

selten Scham begleitet werden, können schwere Verunsicherungen in der Identitätsbildung auslösen. Wie einen unerwünschten Gast bringen diese Jugendlichen den anderen Elternteil mit, und sie können dem nicht ausweichen. Christian, 16, beschreibt es so:

„Schon die Art wie Mama `dein Vater´ sagt ist für mich jedes Mal wie ein Schlag ins Gesicht. Warum nennt sie ihn nicht einfach weiter Papa?!“

Im Gegensatz zu den Erwachsenen, die ihre Beziehung aufgekündigt haben und nach größtmöglicher Distanzierung auch in ihrer Wortwahl suchen, können Kinder ihre Bindungen nicht lösen (und wollen es in der Regel ja auch nicht). Auf psychischer Ebene müssen sie enorme Leistungen vollbringen, um dieser Zerreißprobe stand zu halten. Es ist anzunehmen, dass beispielsweise die kognitive Fähigkeit zum sozialen Perspektivwechsel hier in besonderer Form trainiert wird.

2.3 Kinder wollen nicht hilflos sein: Beispiel Laura.

In der Logik des Krieges gibt es keine neutralen Orte. Wer auf wessen Seite steht, das definieren die Kriegsteilnehmer und nicht die betroffenen Personen (vgl. Simon, 2004). Als Beraterinnen erleben wir dies, wenn uns von einer Elternseite vehement Parteilichkeit vorgeworfen wird. Nicht selten lassen sich keine Anhaltspunkte in den Gesprächen für diesen Vorwurf finden. Wir stehen ihm nicht nur ratlos gegenüber, sondern wir erleben Hilflosigkeit in bezug auf unsere Interventionen im Gespräch. Es ist uns jedoch möglich, dies wahrzunehmen, zu beurteilen und uns professionell davon zu distanzieren. Das ist den betroffenen Kindern nicht möglich. Sie lernen anhand zahlreicher Situationen im Zusammensein mit ihren zerstrittenen Eltern, dass sie hilflos sind. So erging es Laura F., 9 Jahre alt:

Schon Wochen vor den Sommerferien versicherte sie beiden Eltern, wie sehr sie sich auf die Urlaube freue. Alles war sorgsam geplant. Vater und Tochter sprachen oft an den gemeinsamen Wochenenden von der Reise an die Ostsee. Mit der Mutter sollte es im Anschluss nach Südtirol gehen. Lauras Vater hatte das Apartment auf Rügen bereits gebucht, da änderte ihre Mutter kurzerhand die Pläne. Ihr neuer Lebensgefährte musste aus beruflichen Gründen seinen Urlaub verschieben. Frau F. rief mich an und berichtete mir von der Planänderung. Ich warnte sie eindringlich vor den möglichen Folgen für Laura, falls so der Rügen-Urlaub zum Platzen gebracht würde. Um eine Lösung zu finden, bot ich an, ein Gespräch mit Mutter und Vater in der Beratungsstelle zu führen. Frau F. nahm das Angebot nicht an. Statt dessen stellte sie Laura vor die Entscheidung, welchem von den beiden Urlauben – die nun zeitgleich stattfinden mussten – sie den Vorzug geben wollte. Laura entschied sich für Südtirol. Im nächsten Schritt überließ es Frau F. ihrer Tochter, dem Vater beim anstehenden Wochenendbesuch von den Änderungen der

Ferienplanung zu berichten. Herr F. verlor für einen Moment die Fassung und explodierte in Gegenwart seiner Tochter. Laura weinte vor Schreck und verweigert seitdem jeden Kontakt zum Vater. Niemandem ist es bis heute gelungen, ihre Haltung aufzubrechen. Sie ist der Ansicht, sie wäre schuld an allem. Alle Erinnerungen an den Vater und seine Lebenswelt blendet sie seitdem so gut sie es kann aus.

Laura hat Ohnmacht erlebt. Ganz egal, wie sie handelt – sie handelt falsch und muss sich den negativen Konsequenzen ihrer Entscheidung stellen. Seligman (1992) hat das Ergebnis solcher Erfahrungen als „erlernte Hilflosigkeit“ bezeichnet. Die wahrgenommene Unkontrollierbarkeit des eigenen Handelns führt zu Blockaden und zu pessimistischen Einstellungen bezüglich der Zukunft. Laut der Theorie sind Lauras Schuldgefühle eine Folge ihres internalen Zuschreibungsstils. Laura erklärt sich – wie es Menschen allgemein tun – die Ergebnisse als Konsequenzen ihres eigenen Verhaltens, nicht als Zufälle oder das Wirken höherer Mächte. Die Ohnmacht im Elternkonflikt erwischt sie in einem besonders sensiblen Alter. Laura ist zu diesem Zeitpunkt in einer Phase der seelischen Entwicklung, in der sie dazu neigt, wenig Zwischentöne zwischen „Gut“ und „Böse“ wahr zu nehmen. Gleichzeitig strebt sie danach, sich ihrer eigenen Wirksamkeit in der Welt zu versichern. Die Überzeugung, durch eigenes Handeln Dinge bewirken zu können, ist (über-)lebenswichtig und wird im Rahmen einer fürsorglichen Erziehung bewusst gefördert. Was Laura aber widerfährt, ist eine gefährliche Störung dieses Aufbaus von Selbstvertrauen. Gefährlich ist dies vor allem deshalb, weil Laura ihre gelernte Hilflosigkeit auch auf andere Lebensbereiche übertragen kann. Die Entscheidung, den Vater in Zukunft so zu behandeln, als existiere er gar nicht, obwohl vorher jahrelang eine innige Beziehung bestanden hatte, erscheint nachvollziehbar. Das Kind kann unter dem enormen Druck des elterlichen Konflikts nur Entlastung finden, wenn es die eine Seite aufgibt.

Lauras Verhalten lässt sich jedoch auch verstehen als ein aktiver Bewältigungsversuch. Indem Laura den Vater, und alles, was mit ihm zusammen hängt, aus ihrem Leben ausschließt, muss sie sich auch nicht mehr mit der Ohnmacht auseinandersetzen, die sie zu spüren bekam. Vielleicht schützt sie sich auf diese Weise und verhindert eine Generalisierung ihrer Hilflosigkeitserfahrung.

3. Gegengifte.

3.1 Kinder wollen ihre Situation verstehen (Psychoedukation).

In zahlreichen Fällen ist nicht zu erwarten, dass sich chronisch zerstrittene Eltern in absehbarer Zeit verändern. Ihre Kinder werden bis auf weiteres durch feindselige Spannungen und Ohnmachtserfahrungen befrachtet. Manchmal wird nach einiger Zeit ein Zustand erreicht, den man als „kalte Hochkonflikthaftigkeit“ bezeichnen könnte. Die Eltern kämpfen nicht mehr vor

Gericht. Sie haben sich mittlerweile ein neues Leben und eine neue Partnerschaft aufgebaut. Oft wird der andere so gut es geht totgeschwiegen. Eine versöhnliche, entspannte Haltung ist dadurch jedoch nicht erreicht, und dies ist allen bewusst. In der beraterischen Arbeit sind wir daher umso mehr gefordert, Hilfen für die Kindern und Jugendlichen zu entwickeln, die Hochkonflikthaftigkeit als eine Umweltbedingung bestmöglich ertragen müssen. Die folgenden Ansätze beziehen sich auf die Einzelarbeit mit Kindern und Jugendlichen, da sie auf die Reflexion der je spezifischen Situation eines Heranwachsenden mit ebenso spezifischen Bewältigungsmustern abzielen.

Eine hochkonfliktvolle Familiensituation geht bei Jugendlichen oft mit Schamgefühlen einher. Zwar sind sie selten die einzigen Scheidungskinder in ihrem Umfeld. Sie müssen aber häufig erleben, dass die Eltern ihrer Freunde weitaus „lockerer“ mit der Trennung umgehen. Im Sinne eines Empowerments kann es für diese Jugendlichen hilfreich sein, mit ihnen in altersangemessener Weise „Fachgespräche“ über Hochkonflikthaftigkeit zu führen. Die Strittigkeit ist dabei als eine Phase zu beschreiben, welche die Familie gerade durchlebt und die sie auch wieder hinter sich lassen kann. Auf diese Weise kann die Situation benannt und distanziert werden. Von verschiedenen Verlagen existieren brauchbare therapeutische Materialien wie zum Beispiel „Gefühlskarten“, auf denen typische Themen im Zusammenhang mit Elterntrennung benannt werden. Diese helfen auch dabei, eher wortkarge Kinder ins Sprechen zu bringen. Allein die Tatsache, sich in einer öffentlichen Einrichtung zu befinden, die Erfahrung mit der Problematik besitzt („Wir sprechen hier jeden Tag mit Jugendlichen, die ähnliches erleben wie du“) bringt Entlastung. Normalisierende Interventionen dieser Art können dazu beitragen, dass Jugendliche sich ihrer Eigenständigkeit und Steuerungsfähigkeiten wieder bewusst werden.

Zur Anregung der Reflexion eignen sich systemisch-diagnostische Materialien, wie zum Beispiel das Familien-Brett (zum Auseinanderziehen für getrennte Familien), Tierfiguren, Das „Heute hier, morgen dort©“ -Spiel (Manfred Voigt) und andere projektive Materialien (z. B. „Familie Erdmann©“). Diagnostische Materialien werden hier ausdrücklich nicht zur Beantwortung bestimmter Fragestellungen verwendet. Im Sinne einer systemischen Diagnostik als Intervention sollen sie den Jugendlichen dabei unterstützen, seine Situation wahrzunehmen und zu verstehen (oder zu ertragen, dass manches eben nicht zu verstehen ist). Gemeinsam mit dem Berater können dann hilfreiche Beschreibungen und Umdeutungen formuliert werden.

3.2 Hilfllosigkeit lässt sich verlernen (Selbstwirksamkeit).

Das „Gegengift“ zur generalisierten Hilfllosigkeit ist der Aufbau von Selbstwirksamkeit. Die subjektive Überzeugung eigener Wirksamkeit und Handlungsfähigkeit bildet sich am stärksten heraus, wenn konkrete und unmittelbare bestärkende Erfahrungen gemacht werden (vgl. Bandura, 1997). Erfahrungen von Selbstwirksamkeit führen allgemein zu Selbstvertrauen und

verschaffen Kindern den nötigen Mut, auch an schwierige Aufgaben und Situationen heran zu gehen. Daher sollten wir in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen den Fokus darauf setzen, Bereiche ausfindig zu machen, in denen solche Erfahrungen wahrscheinlich sind. Diese Bereiche müssen abgegrenzt werden von denen, in denen Jugendliche nichts ausrichten können. Diese Unterscheidung ist sehr schwierig, und die Erkenntnis, an bestimmten Stellen machtlos zu sein, verlangt viel seelische Kraft. Als vermittelndes Konzept für diese Arbeit lässt sich das Stresskonzept nutzen.

Stress ist mittlerweile auch bei Kindern und Jugendlichen ein alltagspsychologisch akzeptierter Begriff. Gestresst ist jeder dann und wann, und es ist ebenfalls nichts Unübliches, dass man Maßnahmen dagegen ergreift. Wer sich mit Stress auseinandersetzt, ist zunächst weit entfernt von psychiatrischen Diagnosen.

Lohaus et. al. (2006)³ haben einen Stressfragebogen für Kinder und Jugendliche entwickelt, der sich sehr gut für die Beratung bei Hochkonflikthaftigkeit nutzen lässt. Zunächst wird dort die individuelle Vulnerabilität für Stress erfasst. Hier erfahren die Kinder, dass es unterschiedliche Empfindlichkeiten gibt, die angeboren sind und berücksichtigt werden wollen. In einem zweiten Schritt fragt der Test die Verhaltensweisen ab, die die Kinder in gedachten stressigen Situationen zeigen würden. In diesem Mittelteil werden zwei klassische Situationen miteinander verglichen: Einmal der Stress, der durch Konflikte mit Freunden entstehen kann (sozialer Stress), und dann die Drucksituation, die entsteht, wenn schwierige Schulaufgaben anstehen (Leistungsdruck). Die Antwortmöglichkeiten sind unterschiedlichen Bewältigungsstrategien zugeordnet, die Menschen allgemein als Reaktion auf Anspannung zur Verfügung stehen: die sachorientierte Problemlösung, das Suchen nach sozialer Unterstützung, das Vermeidungsverhalten, das Schon- und Trostverhalten und schließlich die nach außen gerichtete Ärgerreaktion, die sich durch Schimpfen und Türenknallen äußern kann. All dies ist auch Grundschulkindern schon vertraut. Im gemeinsamen Auswertungsgespräch, das ich immer zunächst mit dem Kind / dem Jugendlichen alleine führe, lässt sich gut über die Thematik ins Gespräch kommen. Es wird dann zum Beispiel deutlich, dass bei einer 12-jährigen ein Übergewicht im problemorientierten Coping besteht. Schon- und Trostverhalten dagegen sind kaum ausgeprägt. Letztere Strategie ist aber besonders hilfreich in Situationen, die nicht beeinflussbar sind. Hier kann es kontraproduktiv sein, weiter daran fest zu halten, das Problem lösen zu wollen. Viel mehr helfen Verhaltensweisen, die trösten und das Unvermeidliche leichter ertragen lassen. Kinder und Jugendliche können hier für sich lernen, dass es viele Möglichkeiten gibt, auf Überlastung zu reagieren. Nicht jeder Stress lässt sich entspannen. Manchmal ist Vermeidung die richtige Vorgehensweise – in der Beratung sprechen wir dann eher von

³ A. Lohaus, H. Eschenbeck, C. W. Kohlmann, J. Klein-Heßling: Fragebogen zur Erhebung von Stress und Stressbewältigung im Kindes- und Jugendalter (SSKJ 3-8). Der Fragebogen wird von den Kindern eigenständig ausgefüllt und ist für die Schulstufen 3 bis 8 entwickelt.

„Fokusverschiebung“. Die Jugendlichen verstehen, dass es im Einzelfall darum gehen muss, möglichst unterschiedliche Strategien zur Verfügung zu haben. Dann lässt sich diejenige auswählen, die zur Art der Belastung am besten passt. Auf diese Weise bekommen Kinder und Jugendliche eine konkrete Hilfestellung dafür, nicht in Ohnmachtsfallen zu geraten.

Schließlich gibt der Test auch wichtige Hinweise auf das Ausmaß der Belastung, die das Kind aktuell erlebt. Im dritten Teil werden körperliche und seelische Symptome abgefragt, die mit dem Stress in Zusammenhang stehen können. Das Testergebnis kann als Baustein der Abklärung einer psychischen Kindeswohlgefährdung, bzw. Entwicklungsgefährdung heran gezogen werden.

An die gemeinsame Auswertung des Tests knüpfen sich in der Regel weitere hilfreiche Analysen an. Es geht dann darum, neue Formen der Stressbewältigung auszuprobieren und ins eigene Handlungsrepertoire einzubauen. Die Rückmeldung an die Eltern über das Testergebnis lässt sich ebenfalls vielfältig nutzen. Oft fühlen sich Eltern überwältigt von der Vorstellung, schuld an der Belastung ihrer Kinder zu sein. Hier ist es hilfreich, die Belastung zu konkretisieren, Stärken und Schwächen beim Kind ausfindig zu machen und Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Das Gleiche gilt für Väter oder Mütter, die davon überzeugt sind, dass der jeweils andere Elternteil das Kind unter Stress setzt. In beiden Fällen erzeugt die pauschale Sichtweise Hilflosigkeit in den Familien. Die Ausdifferenzierungen, die der Test ermöglicht, helfen, ein globales Kapitulieren vor den Belastungen zu verhindern. Schließlich fangen Eltern in den Gesprächen oft selbst damit an, über ihren eigenen Stress und Symptome der dauernden Anspannung nachzudenken – ein durchaus erwünschter Nebeneffekt, der letztlich wieder den Kindern zugute kommt. Die Reflexion über die eigene Stressbelastung und die der Kinder ermöglicht Entspannung und führt weg von dämonisierten Themen.

3.3 Geschichten ohne roten Faden erzählen (Narrative Methoden).

Dämonisierende Einstellungen lassen sich nicht auf direktem Wege korrigieren. Ihr selbstverstärkender Charakter bringt es mit sich, dass sich dieser Denkstil verhärtet, sobald man versucht, dagegen zu argumentieren. Die Autoren der „Psychologie der Dämonisierung“ (Omer et. al., 2007) führen als Gegenmittel die sogenannte „tragische Sichtweise“ ein. Damit ist gemeint, nicht mehr nach umfassenden Lösungen zu suchen, sondern bereits kleine Verbesserungen wahr zu nehmen und zu würdigen. Die tragische Sichtweise gibt sich auch mit zweit- und drittbesten Lösungen zufrieden. Rückfälle in alte Problemmuster werden erwartet und hingenommen. Das tragische Denken beruht auf der Überzeugung, dass Leiden unvermeidbar zum Leben dazu gehört, ohne dass es dafür notwendig Schuldige geben muss. Anstatt nach Schuldigen zu suchen und auf Strafe zu sinnen, wird die Energie dafür verwendet, Erleichterung in der jetzigen Lage zu schaffen. Die Unabänderlichkeit des Scheiterns wird akzeptiert. Um im Alltag Neues zu wagen, braucht es hier nicht zuerst die „Aufarbeitung“ des Alten.

Für Jugendliche und Heranwachsende kann das zum Beispiel heißen, sich so gut es geht von der Vorstellung zu lösen, dass die Eltern sich wieder versöhnen müssten. Ebenfalls kann es bedeuten, sich nicht mehr so verantwortlich für die Eltern zu fühlen, weniger Rücksicht auf ihren Konflikt zu nehmen. Es kann darum gehen, gute Erinnerungen an „Familie“ zu konservieren, wo dies möglich ist. Wo dies auf den ersten Blick nicht möglich erscheint, geht es darum, verschüttete „Erzähllinien“ (White, 2010) aufzuspüren. Im narrativen Ansatz sind damit Erfahrungen, aber auch frühere Ideen und Träume gemeint, die vergessen worden sind. Diese können im Gespräch weiter aufgefüllt werden und so mit der „dominanten Erzähllinie“ der Hochkonflikthaftigkeit in Konkurrenz treten. In Bezug auf die verlorene Familie ist „Enttäuschungsarbeit“ zu leisten. Auf dieser Grundlage können dann neue, kraftvolle und die Autonomie fördernde Erzähllinien entworfen werden. Weitere Techniken der Narrativen Therapie, wie die Externalisierung eines Problems und das Entwerfen fruchtbarer „Gegengeschichten“ (vgl. Freeman et. al., 2011) lassen sich gut zur Reflexion der Erfahrungen bei einer Elterntrennung mit Jugendlichen nutzen.

Einen Konflikt ungelöst stehen zu lassen ist in unserer heutigen pädagogisierten Gesellschaft kaum denkbar. Die allgegenwärtige „Lösungsorientierung“ lässt das nicht zu. Der Spannungszustand, der durch einen ungelösten Konflikt hervorgerufen wird, drängt nach Aufhebung. Lösungsorientierung in der Arbeit mit Kindern, die in hochkonflikthaften Systemen groß werden, kann aber auch bedeuten, hin zu nehmen, dass es keine Lösung gibt. Die Mutter der 10-jährigen Lina berichtete mir, was ihre Tochter zu ihr sagte, nachdem sie die Verfilmung von Kästners „Das doppelte Lottchen“ im Fernsehen gesehen hatte: „Mama, die kriegen es doch auch hin, also warum ihr nicht?!“ Kästners Geschichte ist als erstes Scheidungskinderbuch berühmt geworden. Ihr Happy End erscheint heute leider genau so unrealistisch wie zum Zeitpunkt der ersten Veröffentlichung. Elterntrennung im Film oder im Roman strebt allein aus dramaturgischen Gründen einer dramatischen Wendung entgegen – entweder es gibt ein versöhnliches Ende, oder aber eine Katastrophe bricht ein. Diese Erzählmuster sind zwar nicht wirklichkeitsnah, dafür aber machtvoll. Unbewusst prägen sie auch die kindlichen Wünsche und Erwartungen. Die vorherrschenden Plots – die roten Fäden der Geschichten - haben dazu noch eine normative Kraft (vgl. Hülswitt, 2011): Sie suggerieren, wie eine Entwicklung idealerweise abzulaufen hat. Für die Jugendlichen, um die es in diesem Artikel geht, wirken sie oft einengend. Die Jugendlichen machen ihre Erfahrungen zum größten Teil jenseits solcher linearer Erzählformen. Sie sind darauf angewiesen, dass wir sie dabei unterstützen, wenn sie beginnen, im übertragenen Sinne ihre eigenen Geschichten zu schreiben.

Literatur.

- Bandura, A. (1997). *Self-efficacy: The exercise of control*. New York: Freeman.
- Freeman, J, Epston, D. & Lobovits, D. (2011). *Ernststen Problemen spielerisch begegnen. Narrative Therapie mit Kindern und ihren Familien*. Dortmund: Verlag modernes lernen.
- Hülswitt, T. (2011). *Handbuch des Nonlinearen Erzählens*. Hildesheim: Edition Paechterhaus.
- Omer, H., Alon, N. & v. Schlippe, A. (2007). *Feindbilder. Psychologie der Dämonisierung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Seligman, M. E. P. (1992). *Helplessness. On Development, Depression and Death*. Chicago: W. H. Freeman & Co.
- Simon, F. (2004). *Tödliche Konflikte. Zur Selbstorganisation privater und öffentlicher Kriege*. Heidelberg: Carl-Auer Systeme Verlag.
- Simon, F. (2012). *Einführung in die Systemtheorie des Konflikts*. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Unger, C. (2010). *Rückschau von Erwachsenen auf die Trennung ihrer Eltern. Belastungserleben, Bewältigungsverhalten und Unterstützungsansätze*. Dissertationsschrift zur Erlangung des Doktors der Philosophie an der Universität Hamburg.
- Wallerstein, J. S. et. al. (2002). *Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last. Eine Langzeitstudie über 25 Jahre*. Weinheim: Juventa.
- Walper, S. Schwarz, B. (Hrsg.) (1999). *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien*. Weinheim: Juventa.
- Walper, S., Fichtner, J. & Normann, K. (Hrsg.) (2011). *Hochkonflikthafte Trennungsfamilien. Forschungsergebnisse, Praxiserfahrungen und Hilfen für Scheidungseltern und ihre Kinder*. München: Juventa.
- White, M. (2010). *Landkarten der narrativen Therapie*. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.